

Verleihung des Literaturpreises  
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
an Günter de Bruyn  
Weimar, 15. Mai 1996

DOKUMENTATION

Im Auftrag der  
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
herausgegeben von  
Günther Rüter

---

# Inhalt

## 1

Geleitwort Bernhard Vogel .....	5
Laudatio auf Günter de Bruyn Wolfgang Schäuble .....	7
Ansprache zur Preisverleihung Gerd Langguth .....	18
Dankrede Günter de Bruyn.....	20

## 2

Programm der Feierstunde.....	25
Bildliche Impressionen.....	26
Text der Verleihungsurkunde.....	28

## 3

„Martinstag“  
Günter de Bruyn..... 29

## 4

Günter de Bruyn: Leben und Werk ..... 38

## 5

Autoren und Juroren ..... 42

## Geleitwort

### Bernhard Vogel

Zum ersten Mal zeichnet der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung einen Schriftsteller aus, der vom Anfang der DDR bis zu ihrem sang- und klanglosen Ende dort gelebt und diese „Vierzig Jahre“ ebenso besonnen wie eindringlich beschrieben hat. Mit der Entscheidung der Jury für Günter de Bruyn als diesjährigen Preisträger ist wiederum eine ausgezeichnete Wahl getroffen worden. Daher gilt den Juroren, namentlich ihrer Vorsitzenden Frau Prof. Dr. Birgit Lermen, mein großer Dank.

Erfreulich ist auch, daß die Feierstunde wiederum in Weimar stattfindet. Weimar als Ort zwischen Goethes Frauenplan und Buchenwald auf dem Ettersberg, Weimar als Kulturhauptstadt Europas 1999 – hier den Preis zu verleihen, war der ausdrückliche Wunsch der ersten Preisträgerin (1993), der aus dem thüringischen Harz stammenden Sarah Kirsch. Sie empfing, wie auch Walter Kempowski (1994) und Hilde Domin (1995), die Ehrung im Kunstsammlungssaal des Goethehauses, in dem derzeit Renovierungsarbeiten stattfinden. Mit dem deutschen Nationaltheater, der Wiege der ersten demokratischen deutschen Verfassung und ebenso dem Ort der berühmten Rede von Thomas Mann und der „Reden über Deutschland“ nach der Vereinigung, ist wohl ein angemessener Ersatz gefunden.

Günter de Bruyns skeptische Grundhaltung hat ihn befähigt, dem Zwang des staatlichen Denk- und Sprachmonopols in zwei Diktaturen zu widerstehen: „Ich bin in starkem Maße ‚innengeleitet‘“, bekennt er, „also prädestiniert zum Außenseiter, für den Karriere und Macht keine Versuchung ist. Innerlich lebte ich mehr in der Literatur als in der DDR.“ Von Anfang an stand ihm sein Hauptprojekt klar vor Augen: Schriftsteller zu sein und das Leben in der Diktatur zu beschreiben,

verhüllt in Romanen, unmaskiert in der eigenen „Lebenszwischenbilanz“, die in zwei achtunggebietenden Werken vorliegt. 1992 erschien die *Zwischenbilanz* über Kindheit und Jugend im Dritten Reich, 1996 folgte *Vierzig Jahre* über die Zeit in der DDR.

Günter de Bruyns Autobiographie beschreibt nicht, was manche, auch Kritiker, gerne lesen möchten, sondern „verspricht, was er sagt, ehrlich zu sagen; alles zu sagen, verspricht er nicht“. Was die literarische Bedeutung dieses Werkes angeht, so brauche ich dem Urteil der „Süddeutschen Zeitung“ kaum etwas hinzuzufügen: „Der Erzähler deutet an, hält kurz inne, bleibt, weil er sich beschränkt, nobel und glaubwürdig und wird so zum Zeugen einer deutschen Zeit.“

Der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung will den Dialog zwischen Literatur und Politik fördern. Alle Preisträger haben weder einer Ideologie noch einer Partei das Wort geredet, sondern sich mutig jeder Art von Freiheitsberaubung in den beiden Diktaturen im Deutschland dieses Jahrhunderts widersetzt. In unseren Zeiten der Um- und Aufbrüche sind solche Zeitzeugen, an denen man sich orientieren kann, nicht nur sehr gefragt, sondern notwendig, um unser Ziel, die innere Einheit zu erreichen. Auch deshalb bin ich dankbar und erfreut, daß Günter de Bruyn diese Auszeichnung erfährt.

## Laudatio auf Günter de Bruyn

### Wolfgang Schäuble

Das Werk eines Schriftstellers, der sein Leben lang Distanz zu politischen Zumutungen gesucht und gehalten hat, aus politischer Sicht zu würdigen, das ist keine ganz einfache Sache, und ob Günter de Bruyn daran Freude hat, das muß sich erst noch erweisen.

Nun handelt es sich weder um den Lion-Feuchtwanger-Preis noch um den Thomas-Mann- oder Heinrich-Böll-Preis, auch nicht den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Künste – die alle sind Günter de Bruyn schon verliehen, und bei solchen wie vielen anderen Anlässen haben aus literarischer Sicht Berufenere sich mit de Bruyn und seinem Schaffen auseinandergesetzt. Heute geht es um den Literaturpreis der Stiftung, die den Namen des großen deutschen Staatsmannes der Nachkriegszeit – Konrad Adenauer – trägt. Und in Adenauers Leben und Wirken bündelt sich viel vom deutschen Schicksal in diesem Jahrhundert – von scheinbar festgefühten Strukturen im Kaiserreich und ihrer Auflösung im Ersten Weltkrieg; vom Versuch, in all den Wirren, all dem Aufbruch in der Weimarer Zeit neue, feste Strukturen zu schaffen, und von dem Scheitern dieser Bemühungen, das die nationalsozialistische Diktatur möglich machte; vom alltäglichen Leben in der Nazi-Zeit, als die meisten nicht so viel riskieren, viele aber auch nicht so viel Anstand verlieren wollten; vom Grauen des Krieges und vom Überleben dabei und danach; und schließlich vom Ringen um eine bessere Zukunft für Menschenwürde, Freiheit und Gerechtigkeit, auch um Teilung und Einheit für ein Deutschland, das sich und andere in diesem Jahrhundert so unsäglich geschunden hat und das doch nicht am Ende ist.

Vielleicht rechtfertigt das den Beitrag eines Menschen, der allenfalls durch seine Tätigkeit in der Politik dazu legitimiert sein kann. Im übrigen werden zu Ehrende üblicherweise diskret konsultiert, ob sie mit

der Person des Laudators sich abfinden können, so daß, verehrter Herr de Bruyn, wir das Risiko irgendwie schon gemeinsam tragen müssen. Und da ich aus Ihren Büchern weiß, wie unerbittlich streng Sie es mit der Wahrheit gegenüber sich selbst, aber doch wohl auch gegenüber anderen nehmen, liegt mir an dieser Feststellung.

Literatur hilft uns, unsere Zeit, unser Leben, uns selbst besser zu verstehen, und in dem Werk von Günter de Bruyn findet sich viel an Erklärung über das Leben in Deutschland in diesem Jahrhundert. Dabei ist de Bruyns Leben und Wirken alles andere als typisch oder repräsentativ; immer ist er Einzelgänger. Öffentliches Auftreten war lange seine Sache nicht, eher war er scheu und zurückgezogen. Wenn er später Heimweh nach der Zeit der Kindheit hatte, schreibt er in der *Zwischenbilanz*, galt das weniger der Familie als dem eigenen Zimmer, „vor allem der Tür, die ich hinter mir schließen konnte“.

Er liest und liest, er fragt und sinniert, er beobachtet unablässig sich selbst und andere. Erinnerung, hat de Bruyn in einem Gespräch mit Uwe Wittstock gesagt, ist nie ganz korrekt. Juristen, das füge ich an, können ein Lied davon singen: kein unzuverlässigeres Beweismittel als Zeugenaussagen. Vielleicht liegt in dieser Einsicht ein Grund dafür, daß die Erinnerungen de Bruyns so undramatisch geschrieben sind, nüchtern, fast trocken manchmal, aber nie langweilig. Weil die Skepsis gegenüber der Erinnerung mit der Unerbittlichkeit in der Suche nach Wahrheit sich mischt, sind die von de Bruyn mitgeteilten höchst persönlichen und subjektiven Erfahrungen viel aussagekräftiger als vieles nach Allgemeingültigkeit eiferndes Geschwätz. Ich beziehe mich, was niemanden überraschen dürfte, in meinen Anmerkungen vor allem auf den autobiographischen Teil von de Bruyns Werk, auf die *Zwischenbilanz* und auf die *Vierzig Jahre*, für die ich Neugier wecken darf, weil die Ehre, hier sprechen zu dürfen, mit dem Privileg verbunden war, diesen Teil von de Bruyns Lebensbericht vorab lesen zu dürfen.

In Romanen und Erzählungen, sagt de Bruyn in der Einleitung der *Zwischenbilanz*, habe er lange um sein Leben herumgeschrieben. Jetzt versuche er, „es direkt darzustellen, unverschönt, unüberhöht, unmaskeiert... Er verspricht, was er sagt, ehrlich zu sagen; alles zu sagen, verspricht er nicht.“

Also sieht de Bruyn seine Erinnerung, sein Nachdenken über sein Leben als seinen Beitrag zum Verständnis unseres Lebens, unserer Zeit. Das Angebot lohnt, angenommen zu werden.

Wie sehr Wurzeln den Menschen prägen, wie sehr der Mensch Wurzeln braucht, das liegt in dem Angebot enthalten. Fotografien betrachtet de Bruyn, um die Familiengeschichte wieder lebendig werden zu lassen, um die Wurzeln zu zeigen. Der Katholizismus des aus Bayern stammenden Vaters, der im preußischen Postbeamtenmilieu der mütterlichen Familie, in Berliner oder märkischer Umgebung stark genug war, die Mutter zum Übertritt in den katholischen Glauben zu bewegen, prägt Leben und Wirken de Bruyns zu Zeiten beider deutscher Diktaturen. Bindungen, die stark genug waren und sind, sich gegen Anpassung zu behaupten, schaffen Unabhängigkeit, hemmen Verführung. Aber sie tragen auch dazu bei, sich auf sich selbst zu konzentrieren, sich um andere weniger zu kümmern und in öffentlichen Angelegenheiten eher zurückhaltend zu bleiben. Das half über Nazi-Zeit und Krieg hinweg, und auch in der sozialistischen Diktatur schuf es Distanz.

Die evangelische Kirche war in der DDR größeren Anfechtungen ausgesetzt, und sie unterlag ihnen, wie wir heute wissen, noch mehr, als wir schon damals ahnten. Aber Grund zur Überheblichkeit, darauf habe ich als Evangelischer schon gelegentlich hingewiesen, hat niemand. Die katholische Kirche, schreibt de Bruyn in den *Vierzig Jahren*, verharrte relativ unauffällig in ihren religiösen Bereichen, machte sich mit dem Staat weder gemein, noch legte sie sich mit ihm an. Evangelische Landeskirchen dagegen zeigten sich allem Kultur-ellen gegenüber aufgeschlossen und boten Schriftstellern ein nicht-staatliches repressionsfreies Wirkungsfeld, was auch den katholischen de Bruyn in den 70er und 80er Jahren häufig zu Veranstaltungen in evangelischen Akademien und Dorfkirchen, Gemeinderäumen und Pfarrgärten unterwegs sein ließ. Auch wenn das Ausmaß der Unterwanderung durch Spitzel die bösesten Ahnungen übertraf und insofern die Aufdeckung später erschreckend war, änderte es für de Bruyn an dem Wert nichts, den das kirchliche Forum für ihn und manche seiner Kollegen hatte. Größere Anfechtbarkeit und subversive Gefährdung, das war zu Zeiten der DDR zwischen evangelischer Kirche und Staat ein durchaus gegenseitiger Prozeß. Die katholische

Minderheit war demgegenüber für die sozialistische Diktatur weniger erreichbar, aber sie erreichte umgekehrt auch andere kaum, weshalb sie als wenig gefährlich hingegenommen wurde.

Zu den Wurzeln, die prägen und Halt vermitteln, zählt auch die Heimat bei de Bruyn. Das spürt der Leser in der *Zwischenbilanz* fast auf jeder Seite, wenn Häuser beschrieben oder Landschaften in der Erinnerung noch einmal erwandert werden. Was de Bruyn in dem Lebensabschnitt während Drittem Reich und Krieg noch eher Rückzug, begrenztes Fernhalten von allgemeinen Entwicklungen und Katastrophen, auch etwas Introvertiertheit ermöglichte, wird für ihn während der zweiten Diktatur mehr und mehr zu einer Grundbedingung seines literarischen Schaffens. Er, der vielleicht schon wegen seines katholischen Glaubens zu allen Zeiten der Teilung dem Westen und seiner Ordnung gegenüber gedanklich weniger distanziert war als andere sonst durchaus Vergleichbare, konnte sich nie entscheiden, die DDR zu verlassen. Die Wurzeln waren stärker, obwohl wir auch in den *Vierzig Jahren* lesen, wie quälend oft das Ringen um Gehen oder Bleiben war, die Versuchung und die Ängste, wie schwierig auch die Diskussion zwischen den einen und den anderen war und wie zunehmend das Unverständnis wuchs.

Das ist für mich ein Schlüssel für das Begreifen dessen, was im Inneren von Menschen vorgeht nach all ihren persönlichen Erfahrungen von Teilung und Einheit in unserem noch immer schwierigen Vaterland. Viele der Konflikte um Eigentums- und Grundstücksfragen, mit all der Bitterkeit, zu der Auseinandersetzungen eskalieren müssen, in denen beide recht haben, aber Recht deshalb nicht bekommen können, sind ja in Wahrheit auch Auseinandersetzungen zwischen solchen, die schon früh gingen bzw. deren Erben, und solchen, die blieben – wobei Juristen übrigens auch wissen, daß Erbstreitigkeiten mit zunehmendem zeitlichen Abstand immer härter werden, weil die Nähe abnimmt, die Wurzeln schwächer werden. Und so erklären sich vielleicht auch die Frustrationen bei vielen der Aktiven, die aus der Bürgerbewegung 1989 zuerst auf die Straße gingen, weil sie zur Verhinderung weiterer Abwanderung, weiteren Ausblutens der DDR nun endlich das Eintreten für Reformen für unausweichlich hielten, über die dann aber die Ereignisse schnell hinweggingen, weil aus dem Ruf „Wir sind das Volk“ bald der Ruf „Wir sind ein Volk“ wurde und statt Reform der

DDR die Wiedervereinigung für die Mehrheit der Menschen auf die Tagesordnung kam.

De Bruyn jedenfalls blieb, wobei in den Zeiten, als nach Ausweisung und Ausbürgerung von Wolf Biermann und anderen Literaten und Künstlern die Versuchung zum Gehen größer wurde, dann doch die Bindung an seine Leser die Oberhand behielt, die er nicht im Stich lassen wollte, deren Anerkennung ihm wichtig war. Ubi bene ibi patria – das wäre zu einfach. Aber daß Anerkanntsein, Resonanzfinden auch Wurzeln verstärkt, Bindungen schafft, das erschließt sich in der Beobachtung de Bruyns doch auch.

Und das führt zu einem anderen wichtigen Aspekt von dem, was uns de Bruyn über Abhängigkeit und Versuchungen im Leben unter einer Diktatur schildert. De Bruyn beschreibt sich selbst vielfach als eher apolitisch, jedenfalls öffentlichem Auftreten und öffentlicher Aufmerksamkeit abgeneigt. „Richtig ist“, sagt er in dem schon erwähnten Gespräch mit Uwe Wittstock, „daß ich der idealistischen Vorstellung lange angehangen habe, das geballte Gute werde schon irgendwie das Schlechte besiegen.“ Also war der Verzicht auf eigenes Engagement gegen das Schlechte entschuldigt, im Dritten Reich wie zu Zeiten der DDR. Mit dieser Einstellung konnten die Menschen in den Diktaturen sich einrichten auf dem schmalen Grat zwischen menschlichem Anstand und aus Vorsicht gebotenen Beugen und Verbiegen, das de Bruyn geradezu sezierend beschreibt. Die Frage, „inwieweit man ehrlich sein kann innerhalb einer Gesellschaft, die das Individuum daran hindert, ehrlich zu sein“, durchzieht seine Bücher, und er richtet die Frage an alle, zuerst aber und vor allem an sich selbst. Wenn es sich vermeiden ließ, wollte man lieber nicht auffallen, um Drangsal und Verfolgung zu entgehen. So ist der Mensch, und um vorwärts zu kommen, macht er auch Kompromisse. In der *Neuen Herrlichkeit* ist das köstlich beschrieben.

Wer darüber urteilen mag, weil andere mutiger erschienen, der wird spätestens bei de Bruyns Lebensbericht *Vierzig Jahre* zur Vorsicht gemahnt. De Bruyn hat weniger Kompromisse mit dem DDR-System geschlossen als die meisten in vergleichbarer Lage. Vom Traum des sozialistischen Experiments hat er nie etwas gehalten. So gering sein Interesse an Politik war, so sehr wollte er nach dem Krieg auf eigene

Verantwortung leben und von jeglicher Ordnung, wenn sie schon sein mußte, in Ruhe gelassen werden.

Aber ein Broterwerb mußte sein, und um als Lehrer oder danach als Bibliothekar in Ruhe gelassen zu werden, auch um an Bücher zu kommen, machte er zwar so wenig wie möglich, aber eben doch auch so viel wie nötig mit. Im Lebensbericht beschreibt er seine Mitwirkung in einer bibliothekarischen Bestandskommission, „eine Art Volksgerichtshof für Bücher, ein Ausschuß zur Reduzierung überkommener Bestände, derjenigen Werke also, die das Verbot nazistischer oder unter Nazismus-Verdacht stehender Literatur überstanden hatten, aber ihres Erscheinens in den 20er und 30er Jahren wegen verdächtigt wurden, bürgerlich infiziert, also feindlich zu sein“. Dabei kam eine „allgemein gehaltene Anleitung zur Verbesserung der Buchbestände“ und eine Beispielsammlung heraus, die anhand weniger Titel deutlich machte, woran pazifistisches und unwissenschaftliches Gift zu erkennen war: ein Faltblatt, in dem er zu seinem Entsetzen unter mehreren Mitarbeitern auch seinen Namen las. Wiewohl beschämt, zog er damals nicht die Lehre, „daß mitmachen Mitverschulden bedeutet, sondern hielt an der Meinung, daß man, um Schlimmeres zu verhüten, schlimme Posten wenn möglich besetzen sollte, noch lange Zeit fest“. Wenn man die Tarnmethode nur gut genug entwickelte, konnte man durchaus gegen die Intention der Oberen auch in Einzelfällen erfolgreich sein. „Die Vermutung“, schließt de Bruyn dieses Kapitel, „daß diese edlen Motive, so echt sie auch waren, teilweise doch der Kaschierung von Ehrgeiz dienten, schließe ich heute nicht aus.“ Spröder, aber auch mitleidloser gegen sich selbst, kann man es nicht ausdrücken.

Daran knüpft die Bemerkung an, daß er sich „willig und wendig“ zeigen mußte, um Druckerlaubnis zu bekommen, weil er als Schriftsteller Bestätigung durch Publikation brauchte. Daß sich Aushilfszensoren dabei oft als schärfer erwiesen als die richtigen Zensoren, weil sie um ihre Geldquelle bangten und weil in diesem Metier „noch nie jemand wegen zu großer Strenge bestraft worden war, wohl aber wegen Freizügigkeit“, das fügt sich gut in diese Geschichte. Denn zu dieser Geschichte gehört, daß mit dem Erfolg auch die Freiräume etwas größer wurden – für de Bruyn und für andere. „Als der ‚Hohlweg‘, so hieß der Roman, mit dem Heinrich-Mann-Preis geehrt wurde, konnte

ich zum ersten Mal die Beobachtung machen, daß die Gesprächskonventionen, trotz der engen Grenzen, die ihnen gesteckt waren, sich auf den verschiedenen Ebenen unterschiedlich entwickelt hatten; sie wurden, zumindest in Kunstbereichen, um einige Nuancen lockerer nach oben hin. Das hing vielleicht auch mit dem höheren Bildungsgrad, der vorausgesetzt werden konnte, zusammen, in weit höherem Maße aber mit der größeren Selbstsicherheit. Auch war man geschützter in diesen der Macht näheren Kreisen. Man wußte, wie Gnade und Ungnade zustande kamen; man bekam eher Wind von Änderungen des Kurses, so daß man sich darauf einstellen konnte; man hatte Freunde in Machtpositionen, an die man in Notfällen sich wenden konnte; und der eigene Name, wenn er bekannt genug war, schützte auch.“

So relativiert de Bruyn seinen eigenen Mut, der ihn 1976 zum Unterzeichner des Biermann-Protestes werden ließ, worauf er mit anderen aus dem Berliner Vorstand des Schriftstellerverbandes verstoßen wurde. Und wenn er über die Mitgliederversammlung des Berliner Schriftstellerverbandes 1979 berichtet, in der über den Ausschluß von neun Kollegen befunden wurde und in der de Bruyn seinen Vorsatz flammenden Protestes nicht verwirklichte, dann schließt er mit dem nüchternen Satz: „Die Klugheit, oder anders betrachtet: das Ruhebedürfnis hatte gesiegt.“

„Durch Vorsicht gebremste Rebellions-Atmosphäre“ nennt de Bruyn das an anderer Stelle. In diesen Zusammenhang gehört auch die lange Geschichte der Schriftstellerprivilegien, die de Bruyn unnachsichtig beschreibt. „Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hatte sich die gängige Praxis, durch Lebensmittelpakete, Wohnungszuweisungen, Autos, Reise- und Informationsmöglichkeiten Zustimmung und Treuebekennnisse zu erkaufen, glänzend bewährt.“ Den Nationalpreis 1. Klasse, der ihm im Oktober 1989 verliehen werden sollte, lehnte de Bruyn dann zwar ab, aber im Rückblick erkennt er, daß individueller Mut, „eigener Gewinn“, wie er schreibt, nur ein Ausläufer des Stroms der Zeit gewesen ist. „Daß autonom gefaßte individuelle Entschlüsse sich aus zeitlicher Distanz gesehen als Teil allgemeiner Tendenzen erweisen, hatte ich oft schon erlebt.“

Wer so unnachsichtig sich selbst analysiert, der darf auch mit anderen ins Gericht gehen. Und er hält uns den Spiegel vor, den westdeutschen Intellektuellen in ihrer Neigung, die DDR in einer Mischung aus Fürsorge, Überheblichkeit und Engagement für ein sozialistisches Experiment, unter dessen Schattenseiten man selbst nicht zu leiden hatte, zu verklären. Nachdem er den armseligen Raum beschrieben hat, in dem sein Freund hauste und in dem man sich traf, voller Regale, die Fenster halb unter der Erdoberfläche, so daß auch am Tage Elektrobeleuchtung notwendig war, folgt der Satz: „Hier war die Nische, mit der zwei Jahrzehnte später ein prominenter Zugereister, ein DDR-Kenner und -Liebhaber, das Leben in diesem Staat zu charakterisieren meinte, dabei aber die Bedrohung, die bis in diese freundliche Abgeschlossenheit reichte, zu erwähnen vergaß.“

An die Endgültigkeit der Teilung hat de Bruyn nie geglaubt. Und „daß die DDR kaum antimarxistischen Widerstand hatte und jahrzehntelang als der treueste Vasall der Sowjetunion gelten konnte, hing weniger, wie oft behauptet wurde, mit dem deutschen Nationalcharakter als vielmehr mit der deutschen Teilung zusammen, die Freiheitsdurstigen den Ausweg nach Westen ließ“ – was wiederum für die Einheit der Nation sprach, von deren Fortbestehen de Bruyn immer ausging, so wie er eine eigene DDR-Literatur nicht sieht, sondern sein und seiner Kollegen Schaffen immer als Teil deutscher Literatur verstand.

Wie scharf de Bruyn beobachtet, das spüre ich auch in dem letzten Kapitel – „Martinstag“ überschrieben – seiner *Vierzig Jahre*. Der Abschiedsschmerz, den er in all dem Jubel über die Öffnung der Mauer auch empfindet, „galt nicht etwa dem Staat, der uns eingesperrt und gedemütigt hatte, sondern einem Kreis von Freunden, der sich unter dem Druck von Bedrohung und Einschränkung gebildet hatte und nun zerfiel. Er war einer jener Gemeinschaften, die im Westen den Eindruck von einem menschlicheren und gemütvolleren Zusammenleben im Osten erweckt hatten. Falsch war der Eindruck nicht, aber kurzfristig. Denn es handelte sich um Notgemeinschaften, die mit dem Ende der Not ihr Ende finden. Auch die einst so gefeierte Frontkameradschaft währt nur solange, wie Kriege dauern. Dankbar und wehmütig kann man sich an sie erinnern; sie sich zurück zu wünschen, empfiehlt sich nicht.“

Die Unerbittlichkeit, mit der de Bruyn mit der Erinnerung nach der Wahrheit sucht, wird mir in dem Kapitel „Streng geheim“ fast bedrückend. Wie er seine Erinnerung an Stasi-Versuchung dann nach der Wende mit der Erfahrung der Akteneinsicht vergleicht und sich, der er nichts und niemanden verraten hat, quälend vorwirft, doch schon zu willfährig gewesen, sich aus Angst untreu geworden zu sein, das hat mich von dem fürchterlichen Nachwirken des Stasi-Systems, von Bedrohung und Verführung mehr verstehen lassen.

Bei soviel Strenge im Urteil gegen sich selbst muß einer wie ich auch die Kritik ertragen, wenn de Bruyn im „Spiegel“-Gespräch am 25. Juli 1994 zu meiner Aussage, ich wüßte nicht, wie ich mich in der DDR verhalten hätte, sagt: „Das klingt ehrlich und ist anbiederisch. Wichtig erscheint mir, den Leuten zu sagen, wie sie sich hätten verhalten müssen. Wer ein Menschenrecht auf Mitläufertum propagiert, trägt dazu bei, daß politisch-moralische Maßstäbe schwinden.“

Ein Menschenrecht auf Mitläufertum will ich nicht propagieren. Vielleicht aber könnten wir uns doch darauf verständigen, daß diejenigen, die unter einer Diktatur nicht zu leben hatten, im Urteil über Bestehen und Versagen in der Diktatur zurückhaltender sein sollten und daß wichtiger als das besserwisserische Urteil über die anderen die offene Aussprache und das aufmerksame Zuhören sind.

Zuhören, genau lesen, das lohnt sich bei Günter de Bruyn, und damit Sie das hoffentlich auch so empfinden, habe ich ihn jetzt viel zitiert, ihn selbst sprechen lassen. Für das, was ich selbst dabei erfahren habe, möchte ich danken.

Nun habe ich mich mit dem deutschen Schriftsteller Günter de Bruyn nur unter dem politischen Blickwinkel von deutscher Teilung und Einheit beschäftigt. Den Dank für viel umfassendere Bereicherung und Lesevergnügen will ich noch nachschieben. Ich mag den unpräzisen, ehrlichen, klaren und schlichten, manchmal fast kargen Erzählstil, der seine Akzente nicht durch laute Töne oder verblüffende Effekte, sondern eher durch das einvernehmliche Augenblinzeln, die feine Ironie setzt. Und bei aller Strenge schimmert bei de Bruyn immer eine große Menschenfreundlichkeit durch. Da stimme ich Christa Wolf in ihrer Laudatio anlässlich der Vergabe des Lion-Feuchtwanger-Preises 1981 ausdrücklich zu.

Wenn er die Schwächen der Menschen beschreibt, ist es nie verletzend-spott, sondern verführt immer zum Schmunzeln. Die Schwierigkeiten von Teo Overbeck bei der *Preisverleihung* verstehe ich inzwischen besser. Und *Buridans Esel* – für die Probleme des Bibliotheksleiters Karl Erp haben wir ja in unserer Ministerialverwaltung längst eine bürokratische Variante, den Ministerialrat, der die absolute Ruhe in der ihm wegen Überarbeitung verordneten Kur nicht erträgt, zum Kartoffelsortieren eingeteilt wird und nach zwei Tagen zusammengebrochen den Arzt wieder um Entbindung dieser zu schweren Tätigkeit bittet. Was, fragt der Arzt, soll denn daran schwer sein, Kartoffeln in große und kleine einzuteilen? Eigentlich nichts, antwortet unser Ministerialrat, aber immer diese Entscheidung...

Nichts gegen unsere Verwaltungen. Als 1990 eine unerhörte Begebenheit überraschend zur deutschen Einheit führte, haben viele mit nicht für möglich gehaltenem persönlichen Einsatz und Entscheidungsfreude nicht gezögert und zu dem beigetragen, was Günter de Bruyn so beschreibt: „40 Jahre lang hatte ich den anderen Teil Deutschlands, mit dem ich kritisch immer mitgelebt hatte, als den freien empfunden, war aber, hauptsächlich aus Gründen der Bodenhaftung, nicht in ihn übergewechselt und schließlich, ohne die Gegend, die es mir angetan hatte, aufgeben zu müssen, doch in ihm angelangt.“

Noch bleibt freilich viel zu tun, um die Einheit zu vollenden. In seinem Essay „Jubelschreie, Trauergesänge – Bemerkungen zum Literatenstreit“, der im August 1990 veröffentlicht wurde, hat Günter de Bruyn so etwas wie eine Grunderkenntnis – und zugleich sein Grundbekenntnis – formuliert, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte, weil sie besser, eindringlicher und dabei zugleich unaufgeregter als so viele sich als hohl erweisende Befindlichkeitsphrasen unsere Probleme miteinander beschreibt.

„Das Gespräch zwischen Ost und West, das mit einem Mißklang begann, muß fortgesetzt werden, damit die abgerissene Mauer nicht in den Köpfen noch fortbesteht. Es wird schwierig werden, weil unterschiedliche Lebenserfahrungen und Denkgewohnheiten das Verständnis erschweren, und es neigt dazu, heftig und unfair zu werden, weil beide Seiten die Angst vor Überfremdung beherrscht. Die einen, die Überlegenen, die das Glück hatten, in Freizügigkeit und

Weltoffenheit aufzuwachsen, verlangen mit Recht von den anderen, den einerseits Leidgeprüften, Enttäuschten, Gegängelten, andererseits aber auch Kritikungewohnten, Machtbeflissenen, Gehätschelten, eine Analyse ihrer Irrtümer, Versäumnisse oder Schuldverstrickungen; doch die fordernden, manchmal verletzenden Töne, die Einfühlung in Unterdrückungsverhältnisse vermissen lassen, provozieren statt Selbstauseinandersetzung Gegenwürfe, die oft die alte ideologische Schulung verraten und unausgesprochen im Gegenüber die Vorstellung erzeugen sollen: er sei, weil er sich, statt einer Utopie anzuhängen, mit einer zugegebenermaßen von Fehlern nicht freien Staatsform begnüge, ein schlechterer Mensch. Während die einen darauf insistieren, ihre in vier Jahrzehnten gewachsene Identität zu bewahren, fragen die anderen, ob das nicht nachträgliche Identifizierung mit dem Unrechtsstaat ist.

Eine Verständigung scheint also beiden Seiten kaum möglich. Aber nicht nur darin sind die Kontrahenten sich ähnlich. Beide nämlich neigen dazu, Pauschalurteile übereinander zu fällen, als hätten die zwei deutschen Staaten zwei ganz nach ihrem Bilde geformte Geisteskollektive geschaffen, während die offensichtlichen Tatsachen doch zeigen, daß die Geistes- und Meinungsgrenzen anders verlaufen, als die Mauer einst lief. Beide vermutlich müssen noch lernen, eine Meinung, die man nicht teilen kann, gelten zu lassen. So kann man zum Beispiel, wie der hier Schreibende, unfähig sein zu begreifen, daß das Ende eines verhaßten Staates, der einen bedrückte, würdelos machte, zu feigem Schweigen verdammt, eine dem Heimatverlust vergleichbare Trauer erzeugen könne, und trotzdem glauben, daß dieser Schmerz, sollte er echt sein, einen Dichter zu etwas Bleibendem anstiften kann.“

Wer so erkennt und bekennt, der müht sich mehr als andere um die Vollendung der Einheit. Und so ist Günter de Bruyn ein Schriftsteller der deutschen Einheit, mit seinen zu Zeiten der deutschen Teilung entstandenen Werken so sehr wie mit denen, die nach dem Herbst 1989 geschrieben wurden. Davon können wir gar nicht genug haben, und in der Hoffnung auf weiteres ehren wir heute Günter de Bruyn.

## Ansprache zur Preisverleihung

Gerd Langguth

*Sehr geehrter Herr de Bruyn,  
sehr geehrter Herr Dr. Schäuble,  
lieber Herr Ministerpräsident Dr. Vogel,  
meine Damen und Herren!*

Vor genau zweihundert Jahren, im Frühsommer 1796, machte sich Jean Paul Friedrich Richter hoffnungsvoll nach Weimar auf. Doch der Parnaß der deutschen Dichtung blieb ihm verschlossen. Ausgerechnet Goethe mokierte sich gegenüber Schiller über den „Chinesen in Rom“. Was es damit auf sich hat, ist aufs Vergnüglichste nachzulesen in dem Weimar-Kapitel „Die heilige Stadt“ von Günter de Bruyns Jean Paul-Biographie. Heute ist Weimar – und hier insbesondere das Deutsche Nationaltheater – ein wichtiger kultureller Ort im vereinten Deutschland, und Dichter werden nicht verschreckt, sondern erfreulicherweise zu Preisverleihungen eingeladen. Ich will die Gelegenheit nutzen, um dem Generalintendanten des Nationaltheaters, Günther Beelitz, sehr herzlich zu danken für die uns gewährte Gastfreundschaft.

Nach Sarah Kirsch (1993), Walter Kempowski (1994) und Hilde Domin (1995) wird in diesem Jahr Günter de Bruyn mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet. Ich begrüße Sie, Herr de Bruyn, sehr herzlich, und freue mich auch, daß Sie, Herr Dr. Schäuble, als Laudator und Sie, Herr Dr. Vogel, als Landesvater und Spiritus rector des Preises zugegen sind. Begrüßen möchte ich schließlich die Mitglieder der Jury, namentlich ihre Vorsitzende Frau Professor Dr. Birgit Lermen (Universität zu Köln), des weiteren Herrn Jochen Hieber („Frankfurter Allgemeine Zeitung“), Herrn Dr. Sebastian Kleinschmidt (Chefredakteur von „Sinn und Form“) und Herrn Dr. Volkmar Köhler (Parlamentarischer Staatssekretär a.D.); Herr Professor Dr. Helmuth Kiesel (Universität

Heidelberg) läßt sich wegen einer Auslandsreise entschuldigen. Sie haben wiederum eine außerordentlich glückliche Hand bewiesen. Denn Günter de Bruyn ist ein zutiefst freiheitsliebender und menschenfreundlicher Schriftsteller und ein faszinierender Erzähler zumal, dem der Literaturwissenschaftler Wolfram Mauser einmal zu Recht bescheinigt hat, „unterhaltsam und hintersinnig, humorvoll und abgründig, erhellend und beunruhigend zugleich“ zu sein.

Für Günter de Bruyn gilt, was der eingangs erwähnte Jean Paul in seiner „Friedenspredigt an Deutschland“ (1808) sagte: „weder einseitig noch eingebildet genug“ zu sein, um sich „mit aller Meinung für eine Partei zu entscheiden“. Auch in diesem Sinne hat Günter de Bruyn vor, während und nach den „Vierzig Jahren“ der DDR stets der Freiheit das Wort gegeben, wie es die Satzung unseres Preises bestimmt.

Meine Damen und Herren, einer der schönsten Romane Günter de Bruyns, nämlich *Preisverleihung* (1972), nimmt mit leiser Ironie die staatliche Bevormundung der Literatur in der DDR aufs Korn. Anders aber als der „Chef des Hauses“ in diesem Roman sehe ich mich in der erfreulichen Lage, ein Werk auszuzeichnen, das des Preises in hohem Maße würdig ist. Sehr geehrter, lieber Herr de Bruyn, ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zu dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 1996.

## Dankrede

### Günter de Bruyn

*Sehr geehrte Damen und Herren!*

Obwohl ich nicht zu den Autoren gehöre, die das Verletzen von guten Sitten für die Hauptaufgabe von Literatur und Theater halten, möchte ich doch, falls Konventionen es vorschreiben sollten, in der Danksagung für eine Ehrung durch die Konrad-Adenauer-Stiftung deren Namenspatron zum Thema zu machen, diese mißachten – und mich dabei auf eine der vielen früher umlaufenden Adenauer-Anekdoten berufen, nach denen der Kanzler, wenn er Gepflogenheiten oder gar Regeln verletzen zu müssen glaubte, auf Vorwürfe in seinem, mir leider nicht verfügbaren, rheinischen Tonfall zu sagen pflegte: So pingelig muß man nicht sein.

Ich werde also mit meinen Danksagungsgedanken nicht beim Urheber der Ehrung, der Stiftung, sondern beim Ehrungsort, der Stadt Weimar, anknüpfen, in der die Ehrung entgegenzunehmen mir aus doppeltem Grunde gefällt. Erstens bestärkt die Wahl dieses Ortes meine noch immer andauernde Freude darüber, daß Bonn und Weimar, die doch als Kürzel für zwei bedeutende Strecken deutscher Geschichte dienen, nicht mehr getrennt sind durch Wachtürme und Todesstreifen. Zweitens erlaubt mir die Stadt, deren Name sowohl an die klassische Literatur und die Weimarer Verfassung als auch an die in Buchenwald begangenen Verbrechen erinnert, meine Danksagung mit Überlegungen zu verbinden, die jede Ankunft in Weimar in mir erzeugt. Es sind Überlegungen zu dem uns Deutsche Verbindenden, das Nation zu nennen man kaum noch wagt. Blind müßte ich sein, um diesen Gedanken ausweichen zu können. Denn bevor ich, vom Bahnhof kommend, die Herder-, Schiller- und Goethe-Stätten erreiche, muß ich das sogenannte Gauforum passieren. Und wenn ich im altehrwürdigen „Elephanten“ die Nacht verbringe, werde ich nicht nur an Thomas Manns fiktiven Kellner Mager erinnert, der den Besuch der Wetzlarer

Lotte in Weimar „wahrhaft buchenswert“ findet, sondern auch an den ganz und gar nicht fiktiven Hitler, der bei seinen häufigen Weimar-Besuchen den „Elephanten“ zu seinem Hauptquartier machte, insgesamt, wie man ausgezählt hat, 26mal.

Jede Ankunft in dieser Stadt, in deren Theater 1919 die Nationalversammlung tagte, die im Jahrzehnt darauf aber auch die erste nationalsozialistische Landesregierung hatte, ist auch eine Ankunft in der deutschen Geschichte, die uns teils trägt, teils belastet, die vergangen ist und doch ständig präsent. Sie wurde zum Streitpunkt in wichtigen Diskussionen der letzten Jahre. Ob diese sich nun um die Theorie des Totalitarismus, die Singularität deutscher Verbrechen oder die Wiedervereinigung drehten, immer zeigten sie unser Verhaftetsein ans Vergangene, durch das wir erst wurden, was wir heute sind. Die Bundesrepublik wäre anders, wenn es bei ihrer Gründung die Erfahrungen der Weimarer Republik nicht gegeben hätte. Jeder Politiker muß im Umgang mit uns benachbarten Staaten deren frühere Erfahrung mit Deutschland in Rechnung stellen. Auch wer sich um Luther und Goethe nicht kümmert, spricht die Sprache, die von ihnen vervollkommnet wurde. Auch der avantgardistischste Autor ist Traditionen verhaftet; und deutsch ist auch der, der sein Schicksal, als Deutscher geboren zu sein, verflucht.

In seiner klassischen Zeit, als Weimar den Ruf einer deutschen Kulturhauptstadt hatte, gab es keinen Staat, der die Deutschen vereinte; aber in der Kultur gab es ein Bewußtsein der Einheit: Der Geist war der Politik sozusagen voraus. Die kulturelle Identitätsfindung war Voraussetzung der Nationwerdung, und sie wird heute und morgen Voraussetzung für die Lösung unserer inneren Probleme der Einheit sein. Wenn es stimmt, daß sich Nationen dem Willen der Bürger gehorchend zusammenfinden, ist dieser es auch, der den durch Teilung entstandenen Riß wieder schließt. Der Wille zur Einheit aber wird auch durch Kultur im weitesten Sinne gebildet. Sie ist für die Politik und für jeden von uns also mehr als ein Nebengebiet.

In Deutschland hatte dieser Prozeß der kulturellen Nationwerdung Jahrhunderte hindurch gedauert, und er fand in den Weimarer Klassikern ihre würdigsten Kündler – würdig auch deshalb, weil sie keinen Gegensatz darin sahen, sich als Deutsche zu fühlen und zugleich Europäer zu sein. Goethe, der bekanntlich den Begriff

Weltliteratur prägte, fühlte sich nicht nur mit Europa, sondern auch mit dem Orient innig verbunden. Wieland bezeichnete sich gern als Weltbürger; Herder, Konsistorialrat und Hofprediger, hat in seinen Studien über die Kulturen anderer Völker deren Gleichwertigkeit immer hervorgehoben; und Jean Paul, der entscheidende Jahre in Weimar verbrachte, hat wenig später, als die napoleonischen Besatzungstruppen Anlaß zur Übersteigerung des deutschen Nationalismus wurden, den aufgeregten Patrioten ruhig entgegengehalten, daß es ebenso traurig um die Welt bestellt wäre, wenn es ausschließlich Deutsche oder keine gäbe; weil nämlich kein Volk besser sei als das andere, keines ein anderes ersetzen könne und wahrer Patriotismus von Liebe lebe, nicht aber von Haß.

Das war gegen Fichte gerichtet, der, angeblich zur Weltbeglückung, deutsche Überheblichkeit vorexerziert hatte und damit bis in unser Jahrhundert hinein Schule gemacht hat. Die Überhebung, zu der, von der Sprache bis schließlich zur Rasse, wechselnde Gründe gesucht und gefunden wurden, blieb lange ein Erbübel der Deutschen, das schließlich auch Hitler und seine Verbrechen gefördert hat.

Geheilt wurde es durch die Roßkur der völligen Niederlage. Und wenn sich erneut auch Symptome des Übels bemerkbar machten, so wurden sie doch nie wieder zur Massenerscheinung, und die Wachsamkeit, die die Demokratie den Rückfällen gegenüber zeigte, wurde von der Mehrheit immer begrüßt.

Die aus der Geschichte vertraute Art des Nationalismus, die sich in Selbstbeweihräucherung, Aggressivität und Größenwahn äußerte, ist heute glücklicherweise beschränkt auf extremistische Grüppchen und in der Öffentlichkeit kaum noch präsent. Vielmehr ist es üblich geworden, in jedem Hinweis auf Nationales gleich die Rückkehr alter Gespenster zu sehen. Findet einer Schätzenswertes an Deutschland, bezichtigt man ihn der Überschätzung. Sagt einer Nation, hört mancher gleich Nationalismus. Um dessen nicht verdächtigt zu werden, geht man dem Begriff aus dem Wege, vermeidet es, an die mit ihm verbundenen Verpflichtungen für den einzelnen zu erinnern, wird sich nicht klar über seine noch vorhandene Bedeutung, nennt ihn Wahn und Schimäre, oder man erklärt unsere Zeit zur postnationalen – was man angesichts der gerade errungenen deutschen Einheit, der nationalen Befreiung ehemals kommunistisch beherrschter Länder und

leider auch noch vorkommender nationalistischer Exzesse als Realitätsblindheit oder als Wunschdenken bezeichnen könnte, was aber skeptischen Beobachtern auch als neue Form deutscher Selbstüberhebung erscheinen kann. Will man hinter der Postulierung des Postnationalen nicht die Absicht vermuten, nationaler Schuld nicht mehr gedenken zu müssen, muß man aus ihr doch den Schluß ableiten, daß die Deutschen wieder einmal besser und weiter sind als die Nachbarnationen, die noch naiv ihre nationalfarbenen Fähnchen schwenken oder sich gar über die Schönheit und Unverwechselbarkeit ihre Sprache Gedanken machen, während wir Deutschen diese Kindheitsetappe längst hinter uns haben, wieder einmal zur Genesung der Welt am deutschen Wesen bereit.

So verständlich es ist, daß gebrannte Kinder das Feuer scheuen, so gefährlich ist es, seine Existenz ganz zu leugnen, weil man damit den Brandstiftern das Feld überläßt. Aus Furcht, vorhandene nationale Gefühle zu nationalistischen werden zu lassen, unterläßt man es, sie zu analysieren, sie zu Gemeinschaftsaufgaben zu nutzen und durch sie Verständnis für die Gefühle anderer Nationen zu wecken. Das Gegenteil einer Untugend kann auch eine sein.

Seit jeher verachte ich Lobhudeleien und habe unter Kritikverbot immer gelitten. Ich schätze kritische Geister und bin bereit, ihren Gedanken prüfend zu folgen; aber wenn sie in Deutschland immer nur Irrwege erkennen können, alles Gewesene undifferenziert für verfehlt halten, das Gewordene nur gräßlich finden, die heutige Einheit mißglückt nennen oder mir einreden wollen, daß das Leben in Mielkes und Honeckers Staat doch erträglich gewesen wäre, das im wiedervereinten Land aber zum Auswandern zwingt, spüre ich manchmal verwundert den mir sonst fremden Drang zum Loben und Preisen und doch wenigstens zu der einfachen Feststellung, daß das Deutschland, dem ich jetzt angehöre, trotz seiner Mängel, über die ich nicht schweigen werde, mir doch in vielfacher Hinsicht, vor allem in der meiner Selbstbestimmung, angenehmer als alle vorherigen ist. Als die DDR endete, war mir nicht die erwünschte Einheit, sondern die Freiheit das wichtigste. Da beide dann aber zusammen kamen, konnte der Jubel darüber gleich beiden gelten – was ich angesichts miterlebter deutscher Geschichte, in der Einheits- und Freiheitsbedürfnisse meist im Konflikt miteinander waren, doch wohl als Glücksfall bezeichnen darf.

Wir gehen, wie zu hoffen ist, einer Ära entgegen, in der sich die Nationalstaaten Europas zusammenschließen. Sie werden Souveränitätsrechte an höhere Instanzen abgeben, aber ihre Sprache, ihre Kultur und auch Schuld und Verantwortung werden sie nicht abgeben; denn das würde nicht nur dem Willen ihrer Bürger zuwiderlaufen, sondern auch die schöpferischen Kräfte Europas schwächen, die auch auf der Vielfalt der sich gegenseitig beeinflussenden Kulturen beruhen. Auch dann müssen wir also mit unserm Deutschsein noch leben, mit der Belastung durch Auschwitz und die Millionen von Kriegstoten, aber auch mit der Gewißheit, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in alte Übel nicht zurückgefallen zu sein. Nicht heilig-sprechen sollten wir unsere Bindung ans Nationale, aber ihr doch Achtung entgegenbringen, wo sie diese verdient. Goethe hat, um wieder nach Weimar zurück und zum Schluß zu kommen, die Hoffnung auf deutsche Einheit nie aufgegeben, Patriotismus mit Haßgefühlen aber weit von sich gewiesen und die Verbundenheit deutscher Kultur mit der anderer Nationen häufig betont. Als er Eckermann zum Umzug nach Weimar bewegen wollte, hat er die kleine Residenz, die so große Bedeutung hatte, mit den Worten gepriesen: Von ihr aus führen die Straßen und Tore zu allen Enden der Welt.

Ich danke der Konrad-Adenauer-Stiftung für die mich erfreuende und mir mutmachende Ehrung.

Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, aber danke ich für Ihr Interesse und Ihre freundliche Aufmerksamkeit.

---

Verleihung des Literaturpreises  
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
an Günter de Bruyn

Weimar, am 15. Mai 1996

PROGRAMM

Johann Sebastian Bach:  
Suite Nr. 1, G-Dur für Violoncello  
Prélude, Allemande, Courante

*Georgi Khazan*

\* \* \*

Begrüßung

*Dr. Bernhard Vogel*

\* \* \*

Laudatio auf Günter de Bruyn

*Dr. Wolfgang Schäuble*

\* \* \*

Preisverleihung

*Prof. Dr. Gerd Langguth*

\* \* \*

Dankeswort

*Günter de Bruyn*

\* \* \*

Johann Sebastian Bach:  
Suite Nr. 1, G-Dur für Violoncello  
Sarabande, Menuetto I & II, Gigue

*Georgi Khazan*



Dr. Wolfgang Schäuble bei seiner Laudatio auf den Preisträger.

Dr. Wolfgang Schäuble im Gespräch mit Günter de Bruyn.





Vor der Preisverleihung: Günter de Bruyn, Prof. Dr. Gerd Langguth, Prof. Dr. Birgit Lermen, Dr. Volkmar Köhler mit Frau, Jochen Hieber (v.l.n.r.).

Bei der Preisverleihung: Günter de Bruyn, Prof. Dr. Gerd Langguth, Prof. Dr. Birgit Lermen, Dr. Bernhard Vogel (v.l.n.r.).



Text der Urkunde  
zur Verleihung des Literaturpreises  
der Konrad-Adenauer-Stiftung  
an Günter de Bruyn

GÜNTER DE BRUYNs  
literarische Werke geben  
mit leiser Deutlichkeit,  
mit Menschenfreundlichkeit  
und Humor der Freiheit das Wort.

Seine essayistischen Schriften  
*Jubelschreie, Trauergesänge* sind  
besonnene Plädoyers für eine  
geistig-kulturelle Einheit  
der Deutschen;  
seine // Selberlebensbeschreibung //  
*Zwischenbilanz*, die ebenso subtil wie  
ehrlich das Leben eines skeptischen  
Außenseiters in zwei Diktaturen  
erzählt, ist eine deutsche Biographie  
von einzigartiger literarischer  
und politischer Bedeutung.

## Martinstag

Günter de Bruyn

Das Ende der DDR, das ich für meinen Privatgebrauch auf die Öffnung der Mauer am 9. November 1989 datiere, erzeugte in mir ein Konglomerat von Gefühlen, in dem allerdings der Jubel vorherrschend war. Zwar ließ ich keine Sektkorken knallen und umarmte auch keine fremden Straßenpassanten, aber ich sah an den gerade geöffneten Grenzübergängen doch mit Freuden zu, wie andere das taten, und auch in mir ertönten Siegesfanfaren, doch wurden sie leise von dunkleren Melodien untermalt. So wie im Glück oft Tränen geweint werden müssen, kam die unerwartete Freude mit einer Trauer zusammen, die ich mir erst mit dem Gedanken erklären wollte: Es ist zu spät für dich, nun bist du zu alt.

Da seit dem Versuch, meinen dreiundsechzigsten Geburtstag nicht zu beachten, nur wenige Tage vergangen waren, war diese Begründung zwar naheliegend, aber alles erklärte sie nicht. Was sich da störend unter dem Jubel regte, nährte sich auch aus Selbstvorwürfen, mangelnde Aktivität im Befreiungsprozeß betreffend, aus der Sorge, daß mit der Freiheit auch Dummheit und Bosheit freigesetzt wurden, und aus einer Art Abschiedsschmerz. Dieser galt nicht etwa dem Staat, der uns eingesperrt und gedemütigt hatte, sondern einem Kreis von Freunden, der sich unter dem Druck von Bedrohung und Einschränkung gebildet hatte und nun zerfiel. Er war einer jener Gemeinschaften, die im Westen den Eindruck von einem menschlicheren und gemütvolleren Zusammenleben im Osten erweckt hatten. Falsch war der Eindruck nicht, aber kurzfristig. Denn es handelte sich um Notgemeinschaften, die mit dem Ende der Not ihr Ende finden. Auch die einst so gefeierte Frontkameradschaft währt nur so lange, wie Kriege dauern. Dankbar und wehmütig kann man sich an sie erinnern; sie sich zurückzuwünschen empfiehlt sich nicht.

Als Zensurgeschädigte, die den Meinungsspielraum zu erweitern versucht hatten, waren wir zueinander gekommen, waren uns in der Ablehnung der Unterdrückung einig gewesen und hatten nach dem Danach nicht gefragt. Denn mit dem Abtreten der Macht hatte niemand gerechnet. Die kühnsten Hoffnungen waren auf Reformen gerichtet gewesen, auch Zukunftsvisionen gingen über diese niemals hinaus. Die deutsche Einheit galt als Schimäre, stand also nicht zur Debatte, so daß ich die niemals gestellte Frage, wer sie zwar als unrealistisch verwerfe, aber doch als Wunsch in sich berge, nur für einen hätte beantworten können, nämlich für mich.

Die SED-Theorie von den zwei deutschen Nationen mit den zwei deutschen Kulturen, von denen die eine der anderen auch noch um eine Geschichtsepoche voraus sein sollte, hatte meine Überzeugung nicht ändern können, daß auch während der staatlichen Teilung die eine Nation noch immer bestand. Ich glaubte nicht an die Möglichkeit einer baldigen Wiedervereinigung, wohl aber an die Beständigkeit einer nationalen Kultur. Meine Ansicht, daß nicht in Jahrzehnten zerstört werden könne, was sich in Jahrhunderten gebildet hatte, fand ich auch darin bestätigt, daß die Mauer und die politische Einbindung in den kommunistischen Osten keine Russifizierung zur Folge gehabt hatte und der Blick der DDR immer, ob freundlich oder feindlich, auf den freieren und größeren Teil Deutschlands gerichtet war. Die Theorie der Abgrenzung, die man zwei Jahrzehnte lang ständig aufs neue bewiesen, zum Dogma erhoben und an Schulen und Universitäten eingepaukt hatte, war in meinen Augen ideologische Notwehr gewesen; nun schien sie mir unter den Füßen der Demonstranten und der durch die Mauerlücken drängenden Massen zu Tode gekommen zu sein. Der Wunsch nach Einheit, der, als er laut wurde, manche erschreckt hatte, war mir nur Bestätigung dessen gewesen, was ich schon immer gehant hatte: daß nämlich unter der ideologischen Kruste sich das Zusammengehörigkeitsgefühl konserviert hatte und unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Bankrotterklärung des Staates aktiviert worden war. Zwar schien es mir weiterhin fraglich, ob die staatliche Einheit möglich und, im Interesse der Stabilität in Europa, auch wünschenswert wäre, aber in den Bereich des Möglichen war der Wunsch doch gerückt. Man konnte ihn äußern, ohne sich als Phantast vorzukommen. Ein Tabu war

gebrochen, ein Stück innerer Freiheit gewonnen; plötzlich war die Erkenntnis möglich, daß durch die als unveränderbar geltenden Umstände eine Wunschverdrängung wirksam gewesen war.

Aber meine Meinung teilten durchaus nicht alle. Besonders unter den Intellektuellen gab es Einheitsverächter, unter ihnen viele meiner Gefährten, die, wie ich, die Diktatur abgelehnt hatten, dem Staat und seiner Idee aber stärker als ich verbunden gewesen waren und nun, da die Herrscher im Abtreten waren, das Produkt ihrer Herrschaft für erhaltenswert und veränderbar hielten. Es sollte zum Experimentierfeld werden für die bisher noch nie realisierte Synthese von Sozialismus und Demokratie.

Diese Träume, die ich nach den Erfahrungen mit zwei Diktaturen nicht träumen konnte, sollten sich erst einige Wochen später in einem „Aufruf“ manifestieren, aber Anzeichen dafür gab es schon vor der Öffnung der Mauer, bei einer Protestveranstaltung Berliner Künstler in der Erlöserkirche zum Beispiel, wo manche von mir geschätzte Kollegen von einem verbesserten Sozialismus schwärmten und emphatisch von „unserm Land“ sprachen, als hätten sie erst beim Verenden des Staatsgebildes ihre Liebe zu ihm entdeckt. Vielleicht war hier bei manchem noch Vorsicht am Werke. Vielleicht wurde auch, wie bei manchen Paaren, beim Abschied erst klar, was man am anderen gehabt hatte, oder man zog, aus Furcht vor dem Unbekannten, das Gewohnte, das von klein auf Gelernte vor. Mich jedenfalls berührte diese späte Identifizierung schmerzlich. Sie schuf schwer überbrückbare Gegensätze und beschädigte durch den Verdacht, daß andere sich in der Diktatur doch so unwohl vielleicht nicht gefühlt hatten, auch vergangene Gemeinsamkeiten. Vielleicht aber war ich auch nur enttäuscht darüber, daß diese nachträglichen Liebeserklärungen meiner Wunschvorstellung vom Empfinden Befreiter so gar nicht entsprach. Im Ertragen pluralistischer Meinungsvielfalt waren wir alle, die wir nur ein Für oder Gegen gekannt hatten, wenig geübt. Als ich am Morgen nach der Öffnung der Mauer, also am 10. November, die Freiheit auf meine Art feierend, nicht den überfüllten Kurfürstendamm, sondern die Stätten der Kindheit aufsuchte, hatte ich ständig gegen das Gefühl des Unwirklichen anzukämpfen, das die Leute wohl meinten, wenn sie immer nur Wahnsinn! riefen; denn Worte gab es für das gestern noch Undenkbare nicht.

Einige Jahre zuvor hatte ich den Stadtbezirk Mitte verlassen und für meine immer kürzer werdenden Berlin-Aufenthalte eine Wohnung in der Nähe der Warschauer Straße gemietet, nur wenige Minuten vom Grenzübergang Oberbaumbrücke entfernt. Hier, wo nur Fußgänger passieren konnten, war der Andrang nicht so gewaltig wie an den bekannteren Übergängen, aber doch stark genug. Noch waren die Grenzbaracken mit ihren Barrieren, Sichtblenden, engen Zellen und schmalen Gängen vorhanden. Noch mußte man einzeln an den Schaltern vorbeidefilieren und die Ausweise stempeln lassen. Aber die Kontrolleure waren so vergnügt wie die Kontrollierten und zeigten, daß sie ihr Stempeln für sinnlos hielten, und alles ging rasch, so daß man nicht lange zu warten brauchte, bis man die Brücke und die Spree sehen konnte, die seit fast drei Jahrzehnten von der Mauer verdeckt worden war.

Es waren vorwiegend junge Leute, die bei der Schließung der Grenzen noch gar nicht geboren waren und nun in fremdes Terrain vorstießen, das zwar die Stadtpläne als weiße Flächen gezeigt hatten, das sie aber durch das Fernsehen zu kennen glaubten mit allem Überfluß und modischem Glanz. Die großen Erwartungen, die in ihren Gesichtern zu lesen waren, versuchten sie mit schnoddrigen Floskeln hinwegzureden.

Den Grenzwächtern, denen sie gestern noch demütig begegnet wären, bewiesen sie nun, wie frech freie Bürger sein können. Weil sie schon ahnten, daß sie am westlichen Ufer die ahnungslosen Provinzler sein wurden, traten sie besonders laut und großspurig auf.

Für sie war das Kreuzberger Ufer mit seinen schäbigen Häuserfassaden und seiner türkisch geprägten Armut sicher eine erste Enttäuschung, mich aber führte es zurück in die Kindheit und brachte mir die banale Erkenntnis näher, daß ich bald zu denen gehören würde, deren Erfahrung nur noch Historiker interessiert. Meine Erinnerungen, die auch die meiner Eltern und Großeltern mit einbegriffen, waren inzwischen fast museal geworden; sie reichten zurück bis zum Einweihungsfest dieser Brücke, von dem meine Großmutter mir erzählt hatte, als ich vier oder fünf Jahre alt war. Die kleine Frau, immer in langen und schwarzen Kleidern, gehörte für mich zu der Brücke wie die Backsteinarkaden, von denen Teile, wenn auch im Kriege beschädigt, jetzt noch erhalten waren. Die jungen Leute, die

dem Kurfürstendamm zustrebten, hatten sie keines Blickes gewürdigt. Ich hatte mich damals von den wilhelminischen Zinnen und Türmen beeindrucken lassen, Großmutter geliebten Kaiser und dessen Söhne mit ihren immer besonders erwähnten prächtigen Helmen für Ritter gehalten und mit den Königen und Generälen vom Kreuzbergdenkmal durcheinandergebracht. Schöneres als diese frühen Geschichtslektionen hatte mir der Viktoriapark beim Sammeln von Kastanien und Eicheln vermittelt: den Geruch modernden Laubes nämlich, der mich bei Herbstspaziergängen noch heute im Geiste unter Schinkels gußeisernes Denkmal versetzt.

Nicht nur der Kreuzberg und sein künstlicher Wasserfall hatten inzwischen an Größe verloren, sondern auch die Häuser, Höfe und Parks meiner Kindheit in Britz. Die Freilassung der sechzehn Millionen machte sich hier nur an den Durchfahrtsstraßen bemerkbar, wo sich die Autokolonnen mit Lärm und Gestank langsam in Richtung Zentrum bewegten; abseits davon war es wie immer still. Ich ging alle Wege, die mich als Kind zur Kirche, zur Schule und in meine Indianerjagdgründe geführt hatten, fand die Schutzengelkirche, in der ich hatte ausruhen und danken wollen, verschlossen und saß fröstelnd auf einer Bank am Dorfteich, hinter mir die alte Kirche und vor mir das Schloß. Alles war wohl erhalten, nur gepflegter als in Kindertagen, und an diesem Novembertag fast menschenleer. Der frische Anstrich des Schlosses, die neu gepflasterten Straßen und die befestigten Teichufer, die ich mit ihren trauerweidenüberhangenen Buchten vom Schlittschuhlaufen her noch in ihrem natürlichen, also weniger geordneten Zustand kannte, gaben dem vertrauten Bild etwas Künstliches, Ausstellungshaftes und verstärkten den Eindruck von Unwirklichem, der den ganzen Tag über nicht wich. Es war, als ob dem verstandesmäßigen Begreifen der neuen Lage das Gefühl und die Sinne noch nicht nachkommen wollten. Mit den Erfahrungen dieses Jahrhunderts war schwer zu begreifen, daß deutsche Geschichte auch glücklich verlaufen kann.

Ein knappes Jahr lebte die DDR noch weiter, aber in meinem privaten Festtagskalender ist dieser Tag als der ihres Endes verzeichnet; denn ein Gefängnis, in dem Tore und Türen geöffnet werden, hört auf, eins zu sein. Zum zweiten Mal in meinem Leben genoß ich das Glück, den Zusammenbruch einer Macht erleben zu können, die sich selbst weis-

gemacht hatte, auf Dauer gegründet zu sein. Ein tausendjähriges Reich und die staatliche Verkörperung einer ganzen Geschichtsepoche, einschließlich seiner, nach Honeckers Meinung, mindestens noch hundert Jahre stehenden Mauer, überlebt zu haben, berechtigt doch wohl zu Triumphgefühlen. Und wenn auch der Zauber des Neubeginns nicht so mächtig war wie mit neunzehn Jahren, so war doch die Neugierde auf das Kommende und auf die Enthüllungen des Vergangenen nicht weniger groß. Wieder war das befreite Aufatmenkönnen, diesmal, Gott sei es gedankt, ohne Zerstörung und Blutvergießen, Frucht einer Niederlage gewesen, und wieder würde die Grenze zwischen den Jubelnden und den Klagenden nicht an den Landesgrenzen entlang, sondern quer durch die Bevölkerung gehn. Jeder Tag der Befreiung ist auch einer der Niederlage; der Chef des Staatssicherheitsdienstes wird das anders als der politische Häftling in Bautzen sehen.

Hätte ich damals schon ahnen können, daß später manche vom Verlauf der Geschichte enttäuschten Leute alle Ostdeutschen als Verlierer oder Besiegte bezeichnen würden, hätte ich, da ich mich ungern mit Mielke und Hager, mit Oberzensoren und Parteifunktionären, Mauer-schützen und willfähigen Strafrichtern in einen Topf werfen lasse, mich schon im voraus beleidigt gefühlt. Ich war ein Gewinner der Niederlage, der, wenn er nicht stellvertretend für Arbeitslose und unschuldige Opfer der Eigentumsrückgabe sprechen wollte, höchstens zur Klage über eignes Ungenügen berechtigt war. Vierzig Jahre lang hatte ich den anderen Teil Deutschlands, mit dem ich kritisch immer mitgelebt hatte, als den freieren empfunden, war aber, hauptsächlich aus Gründen der Bodenhaftung, nicht in ihn übergewechselt und schließlich, ohne die Gegend, die es mir angetan hatte, aufgeben zu müssen, doch in ihm angelangt. Offiziell geschah das erst elf Monate später, aber an diesem 10. November, dem Tag der deutsch-deutschen Verbrüderung, war die Hoffnung darauf doch schon da.

Mein eigener Verbrüderungsbeitrag war dürftig. Denn alten Schulkameraden ins Haus zu platzen, wie ich beim Grenzübertritt vorgehabt hatte, war mir doch etwas zu aufdringlich erschienen, und der alte, weißbärtige Herr, der sich zu mir auf die Bank an der Dorfkirche setzte und mich sofort, ich weiß nicht woran, als Mann aus dem Osten erkannte, war so wenig wie ich zu Begeisterungsgesten

gemacht. Er war viel älter als ich und viel bibelfester, und da er viel redseliger war und ich zuhören konnte, hätte er es, obwohl ebenfalls fröselnd, mit mir lange noch ausgehalten, aber mir wurde es bald zu viel. Mein Gesprächspartner nämlich, den die Lebensdauer des nun zu Ende gehenden Staates an das häufige Vorkommen der Zahl vierzig im Buch aller Bücher erinnert hatte, litt offensichtlich an einer Schwäche des Kurzzeitgedächtnisses, so daß er die von vierzig Tagen oder vierzig Jahren handelnden Bibelverse, die er mir eben aufgesagt hatte, nach Ankündigung weiterer einschlägiger Stellen noch einmal zitierte, wobei mir dann schwerfiel, erneut Überraschung zu zeigen und auszurufen: Das ist ja hochinteressant. Welche Schlußfolgerungen daraus zu ziehen waren, daß alttestamentarische Wüstenaufenthalte und Regenfälle, Gefangenschaften und Regierungszeiten mit der DDR-Lebensdauer die Zahl vierzig gemeinsam hatten, konnte der alte Herr auch nicht sagen. Er behauptete aber, daß seine Entdeckung für die Einbettung unserer Geschichte in einen größeren und höheren Zusammenhang spreche. Und da man das immer gerne hört, stimmte ich zu.

Ähnliche Gedanken zu Zahlen und Daten bewegten mich wenig später, als mich die Massen der bald darauf Ossis genannten Mitbürger durch Neuköllns Geschäftsstraßen schoben und ich meiner alten Schule ansichtig wurde, in der mir unlöslich ein Geschichtszahlengerüst eingeprägt worden war. Die Vierziger-Reihe, nach der sich die preußische Geschichte zu richten pflegte, legte den Gedanken nahe, daß manche Daten suggestiv auf den Geschichtsverlauf wirken, weshalb man als Deutscher in diesem Jahrhundert an jedem 9. November ein weiteres denk- oder fluchwürdiges Ereignis befürchten muß. Der 10. November dagegen brachte für mich schon in der Kindheit nur Gutes. Erstens war er, da ich auch Martin heiße, mein Namenstag, an dem Geschenke von den bayerisch-katholischen Tanten kamen, ohne daß häusliche Zeremonien mir lästig wurden, und zweitens wurde in der Schule nicht unterrichtet, sondern die Jahresfeier veranstaltet, die nicht Albrecht Dürer, dessen Namen die Schule führte, und auch nicht, was damals nahegelegen hätte, Adolf Hitler gewidmet war. Geehrt wurden vielmehr Luther und Schiller, die beide an diesem Tage Geburtstag haben und lange für mich zusammen in einen Umkreis gehörten, in dem auch Friedrich der Große, Schill und Moltke zu Hause waren und Worte wie Ehre und Heldentod.

Wie diese Gestalten und Begriffe sich mit denen der anderen Sphäre, in der ich gleichzeitig lebte, vertragen konnten, will mir heute verwunderlich scheinen, aber an Skrupel, neben dem Bergprediger auch den Sieger von Leuthen, neben der Jungfrau Maria auch die von Orléans gelten zu lassen, kann ich mich nicht erinnern, und der Heilige Martin, der mit dem Bettler den Mantel teilte, war mir nicht weniger nahe als Winnetou oder Dietrich von Bern. Später, als der Heldentod mich um ein Haar nur verfehlt hatte und die Straße, auf der jetzt die antikapitalistisch Erzogenen den Wohlstand des Kapitalismus bestaunten, schon nach Karl Marx benannt war, gab es andere Gestalten, die zu verehren es mich verlangte, Gandhi und Albert Schweitzer zum Beispiel, Kant, Voltaire, den heiligen Franziskus, Zola, Jean Paul oder auch Heinrich Böll. Es war weniger die Suche nach einem, dem nachzufolgen sich lohnte, als die nach dem Eignen, das durch andere mir klar werden sollte. Ich wollte Verwandtes in den Verehrten finden, aber da sie daneben auch Fremdes hatten, war es nicht möglich, mich ihnen mit Haut und Haar zu verschreiben; das führte zu einem Verständnis auch gegensätzlicher Positionen, hielt innere Spannungen, wie die zwischen Glauben und Aufklärung, immer lebendig und machte mich unfähig, eifernd oder fanatisch zu werden – so daß ich sogar an der Macht, die ich vierzig Jahre hatte ertragen müssen, jetzt etwas Schätzenswertes zu finden vermochte: die Tatsache nämlich, daß sie, obwohl bis an die Zähne bewaffnet, ohne Blut zu vergießen, abtreten konnte, als ihr Bankrott nicht mehr zu verheimlichen war.

In der Bickhardtschen Buchhandlung führte die knarrende Treppe noch immer hinauf zur Empore, wo ich fünfundvierzig Jahre zuvor stundenlang in den für mich unerschwinglichen antiquarischen Büchern geblättert und in Hölderlins Namen eine wichtige Bekanntschaft geschlossen hatte. Auch heute herrschte hier wohlthuende Stille. Denn die freudig erregte Menge, die das angebliche Leseland hinter sich hatte, schob sich an dem Schaufenster mit Büchern ohne Interesse vorbei. Ich war erfahren genug, um Enttäuschung darüber nicht aufkommen zu lassen, dachte an die alte politische Weisheit, die die geistige Freiheit gegen das Huhn im Topf aufwiegt, und versuchte, in zwei Ostberliner Studenten, die nach Enzensberger und Walser fragten, den Beweis für meine Kulturnationseinheitsthese zu sehen. Die beiden staunten über die Titelfülle, erschrakten über die ungeohnt hohen Preise, zählten noch einmal ihr westliches Kleingeld und

entschlossen sich schließlich zu meiner Befriedigung doch noch dazu, die Bücher zu kaufen und nicht einen der billigen Radiorecorder, die viele am Abend nach Hause trugen, auf der U-Bahn-Rückfahrt nach Osten auf volle Lautstärke drehten und sich, den Lärm überschreiend, Dummheiten zuriefen, die sie früher gedämpfter von sich gegeben hatten. Die neue Freiheit kam also auch mit Getöse einher.

Die Verhältnisse auf der Oberbaumbrücke hatten sich inzwischen geändert. Nicht nur Türken hatten Behelfsstände errichtet, an denen die Rückkehrer Süßes und glitzerndes Unnützes für ihre letzten Groschen erwerben konnten. An der Kaimauer ließen zufriedene Betrunkene die Beine baumeln. Jugendliche saßen in Reihen auf dem Brückengeländer. An die Arkaden hatten Besucher ihre mit Datum versehenen Initialen gemalt. Die Mauerinschriften, die neben und übereinander Ausländer, Nazis, Rote und Ossi mit der Aufforderung Raus! bedachten, kamen erst einige Tage später hinzu.

Vor den Grenzbaracken konnte man Bockwürste kaufen. In den winkligen Gängen, wo man früher, vor Aufregung schwitzend, Gepäckkontrollen und Leibesvisitationen hatte erdulden müssen, wurde niemand mehr aufgehalten. Die Schalter waren geschlossen worden, die Grenzwächter dahinter aber noch immer vorhanden. Mit Türmen von Bierdosen hatten sie ein Plakat befestigt: Betriebsfeier, bitte nicht stören! war in großen Buchstaben darauf gemalt.

## Günter de Bruyn:

### Leben und Werk

- 1926 Am 1. November in Berlin-Britz geboren. Aufgewachsen in einer Diasporasituation, „als Katholik unter Protestanten, ein zum Nationalismus Unfähiger unter Nationalisten, ein Träumer unter Anpassern“. Schüler der Albrecht-Dürer-Oberrealschule für Jungen.
- 1940/41 Von November bis September Aufenthalt im Kinderlandverschickungslager Kattowitz.
- 1943 Im Februar Einberufung als Flakhelfer. Ende Dezember Zerstörung des Elternhauses durch einen Luftangriff.
- 1944 Einberufung zum Arbeitsdienst in Ostpreußen, anschließend zur Wehrmacht.
- 1945 Anfang April schwere Kopfverletzung in Österreich, Lazarettaufenthalte „zwischen den sich aufeinanderzubewegenden Fronten“. Kurze amerikanische Kriegsgefangenschaft in Franken. Landarbeiter in Dransfeld/Niedersachsen. Im Juli Rückkehr mit Vertriebenenentrecks nach Berlin.
- 1946-49 Nach dem Besuch eines Neulehrerkurses in Potsdam drei Jahre Dorfschulmeister in Garlitz/Westhavelland.
- 1949-53 Bibliotheksausbildung im sowjetischen Sektor Berlins, Arbeit in Berliner Volksbüchereien.
- 1953-61 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentralinstitut für Bibliothekswesen, Veröffentlichungen in Fachzeitschriften.
- 1960 Die Erzählungen *Wiedersehen an der Spree*; *Hochzeit in Weltzow* (beide Mitteldeutscher Verlag) erscheinen.

- 1963 *Der Hohlweg*. Roman (Mitteldeutscher Verlag) erscheint und wird später in dem Aufsatz „Der Holzweg“ (1974) verworfen.
- 1963 *Ein schwarzer, abgrundtiefer See*. Erzählungen (Mitteldeutscher Verlag; 2. Aufl. 1966).
- 1964 *Aussage unter Eid*. Hörspiel (in: neue deutsche literatur). Heinrich-Mann-Preis der Ostberliner Akademie der Künste.
- 1965 *In einer dunklen Welt*. Hörspiel.
- 1966 *Maskeraden*. Parodien (Mitteldeutscher Verlag).
- 1968 *Hochzeit in Weltzow*. Erzählungen (Reclam/Leipzig). *Buridans Esel*. Roman (Mitteldeutscher Verlag; Lizenzausgabe bei Kindler 1969; Taschenbuchausgabe bei dtv 1971 und bei S. Fischer 1977).
- 1970 *Das Lästerkabinett*. Deutsche Literatur von Auerbach bis Zweig in der Parodie (Hrsg.; Reclam/Leipzig).
- 1972 *Preisverleihung*. Roman (Mitteldeutscher Verlag; Lizenzausgabe bei Kindler 1973; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1982).
- 1973 Ein Anwerbungsversuch der Stasi mit einer perfiden „Irreführung durch Brieffälschung“ scheitert.
- 1975 *Tristan und Isolde*. Nach Gottfried von Straßburg neu erzählt von Günter de Bruyn (Verlag Neues Leben; Lizenzausgabe bei Kindler 1975; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1988). *Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter*. Eine Biographie (Mitteldeutscher Verlag; Lizenzausgabe bei S. Fischer 1976, Taschenbuchausgabe 1978).
- 1976 *Jean Paul: Leben des Quintus Fixlein* (Hrsg.; Der Morgen).
- 1978 *Märkische Forschungen*. Eine Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte (Mitteldeutscher Verlag; Lizenzausgabe bei S. Fischer 1979, Taschenbuch 1981).

- 1979 Protestbrief an das Präsidium des DDR-Schriftstellerverbandes gegen den Ausschluß von neun Schriftstellerkollegen. *Im Querschnitt*. Prosa, Essay, Biographie. Auswahl von Werner Liersch (Mitteldeutscher Verlag). *Theodor von Hippel: Über die Ehe* (Hrsg.: Der Morgen)
- 1980 *Friedrich de la Motte Fouqué: Ritter und Geister*. Romanistische Erzählungen (Hrsg.; Der Morgen; Taschenbuch bei S. Fischer 1981). *Babylon*. Erzählungen (Reclam/Leipzig; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1986 und 1992).
- 1981 *Schmidt von Werneuchen: Einfalt und Natur*. Gedichte (Hrsg.; Der Morgen; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1982). Lion-Feuchtwanger-Preis.
- 1982 *Friedrich Nicolai: Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S.* Ein Roman. *Freuden des jungen Werthers*. Eine Parodie (Hrsg.; Der Morgen; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1983).
- 1983 *Ludwig Tieck: Die männliche Mutter und andere Liebes-, Lebens-, Scherz- und Schauergeschichten* (Hrsg.; Der Morgen; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1983).
- 1984 *Neue Herrlichkeit*. Roman (S. Fischer, Taschenbuchausgabe 1986; Mitteldeutscher Verlag 1985).
- 1985 *Rahels erste Liebe. Rahel Levin und Karl Graf von Finckenstein in ihren Briefen* (Hrsg.; Der Morgen; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1986).
- 1986 *E.T.A. Hoffmann: Gespenster in der Friedrichstadt*. Berlinische Geschichten (Hrsg.; Der Morgen; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1989). *Frauendienst*. Erzählungen und Aufsätze (Mitteldeutscher Verlag). *Lesefreuden*. Über Bücher und Menschen (S. Fischer, Taschenbuchausgabe 1995). Ehrengabe des Kulturkreises des Bundesverbandes der deutschen Industrie.
- 1987 Plädoyer für die Abschaffung der Zensur auf dem X. Schriftstellerkongreß der DDR. *Theodor Fontane: Die schönsten Wanderungen in der Mark Brandenburg in Erstdrucken* (Hrsg.; Der Morgen; Taschenbuchausgabe bei S. Fischer 1989).

- 1989 *Friedrich August Ludwig von der Marwitz: Nachrichten aus meinem Leben* (Hrsg.; Der Morgen). Im Oktober Ablehnung des Nationalpreises der DDR, weil ihm die Auszeichnung „wie eine Art Bestechung“ vorkam. Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck.
- 1990 Heinrich-Böll-Preis der Stadt Köln.
- 1991 *Jubelschreie, Trauergesänge*. Deutsche Befindlichkeiten (S. Fischer, Taschenbuchausgabe 1994). *Im Spreeland. Zwischen Lübbenau und Berlin*. Mit 33 Farbfotos von E. Pansegrau und einer Karte (Eulen Verlag).
- 1992 *Zwischenbilanz*. Eine Jugend in Berlin (S. Fischer, Taschenbuchausgabe 1994). *Friedrichshagen und seine Dichter*. Arkadien in Preußen (Hrsg.; Der Morgen).
- 1993 *Mein Brandenburg*. Fotos von B. Klemm (S. Fischer). Großer Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Ehrendoktorwürde der Universität Freiburg i.B.
- 1995 *Das erzählte Ich*. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie (S. Fischer). *Ostdeutsche Irritationen*. Ein Vortrag (Sonderheft europäische Ideen). *Was ich noch schreiben will*. Gespräch mit Ingo Hermann in der Reihe „Zeugen des Jahrhunderts“ (Lamuv Verlag).
- 1996 *Vierzig Jahre*. Ein Lebensbericht (S. Fischer). *Zwischenbilanz. Vierzig Jahre. Das erzählte Ich*. Drei Bände (Vorzugsausgabe, S. Fischer). Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Ausgewählte Sekundärliteratur:

Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Günter de Bruyn. München (Text + Kritik) 1995 (= Text + Kritik, H. 127).

Wittstock, Uwe (Hrsg.): Günter de Bruyn. Materialien zu Leben und Werk. Frankfurt/M. (Fischer) 1991 (= Fischer Taschenbuch 10960).

## Autoren und Juroren

### Autoren

*Langguth, Gerd*, Prof. Dr., Parl. Staatssekretär a.D.; geb. 1946; Geschäftsführender Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. Publikationen u.a.: *Bildungsreform – konkret* (1973), *Protestbewegung. Die Neue Linke seit 1968* (1983), *Die Berlin-Politik der SED* (1987), „*Macht bedeutet Verantwortung*“. Adenauers Weichenstellungen für die heutige Politik (Hrsg., 1994), *Autor, Macht, Staat. Literatur und Politik in Deutschland. Ein notwendiger Dialog* (Hrsg., 1994), *Suche nach Sicherheiten. Ein Psychogramm der Deutschen* (1995), *Intellektuelle und die nationale Frage* (Hrsg., im Erscheinen).

*Schäuble, Wolfgang*, Dr. jur., MdB; geb. 1942; seit 1991 Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Publikationen u.a.: *Der Vertrag. Wie ich über die deutsche Einheit verhandelte* (1991), *Und der Zukunft zugewandt* (1995), *Außenpolitik im 21. Jahrhundert. Die Thesen der jungen Außenpolitiker* (Mithrsg., 1996), *Deutschland wohin?* (mit Ignatz Bubis, 1996).

*Vogel, Bernhard*, Dr.; geb. 1932; Ministerpräsident von Thüringen. Publikationen u.a.: *Wie wir leben wollen. Grundsätze einer Politik für morgen* (1986), *Normative und institutionelle Ordnungsprobleme des modernen Staates* (1990), *Wiewiel Forschung braucht Deutschland?* (Mithrsg., 1995), *Die unverkrampfte Nation* (Mithrsg., 1996). Zahlreiche Beiträge über Bildungspolitik, Medienpolitik, Grundwertediskussion, Christentum und Politik.

## Juroren

*Hieber, Jochen*; geb. 1951; seit 1983 Feuilletonredakteur und Literaturkritiker der „Frankfurter Allgemeine Zeitung“. Publikationen u.a.: *Wörterhelden, Landvermesser*. Aufsätze und Kritiken (1994), *Lieber Marcel*. Briefe an Reich-Ranicki (Hrsg., 1995), *Thomas Mann: Buddenbrooks* (Hrsg., 1995).

*Kiesel, Helmuth*, Prof. Dr.; geb. 1947; Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Heidelberg. Publikationen u.a.: *Lessing: Epoche, Werk, Wirkung* (Mitautor, 1978), „*Bei Hof, bei Höll*“: Literarische Hofkritik von Sebastian Brant bis zu Friedrich Schiller (1979), *Erich Kästner* (1981), *Literarische Trauerarbeit: Alfred Döblins Exil- und Spätwerk* (1986), *Briefe von und an Lessing* (3 Bde., Hrsg., 1988-94). *Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne: Max Weber und Ernst Jünger* (1995). Zahlreiche Aufsätze zur Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts.

*Kleinschmidt, Sebastian*, Dr.; geb. 1948; Literaturwissenschaftler und seit 1991 Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* (Berlin). Publikationen u.a.: *Walter Benjamin*. Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgew. Schriften 1920-1940 (Hrsg., 1984), *Georg Lukács*. Über die Vernunft in der Kultur. Ausgew. Schriften 1909-1969 (Hrsg., 1985), *Denk ich an Deutschland... Stimmen der Befremdung* (Mithrsg., 1993).

*Köhler, Volkmar*, Dr., Parl. Staatssekretär a.D.; geb. 1930; 1972-1994 Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1989 Mitglied des Auswärtigen Ausschusses und Vorsitzender des Unterausschusses Auswärtige Politik. Publikationen u.a.: *Geld für wenige oder Leben für alle* (Mithrsg.; 1989), *Die Soziale Marktwirtschaft im Aufwind* (1989), *Die Dritte Welt und wir* (1990), *Konsequenzen des Maastricht-Vertrages für die europäische Entwicklungspolitik* (1996).

*Lermen, Birgit J.*, Prof. Dr.; Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Publikationen u.a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel im Deutschunterricht* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987), *Lebensspuren: Hilde Domin* (Mitautorin, erscheint 1997). Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

### Impressum

Die Dokumentation erscheint anlässlich der Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. an Günter de Bruyn und kann bezogen werden von der

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
Hauptabteilung Kultur  
Postfach 1331  
50387 Wesseling  
Telefon 02236 / 707-401  
Telefax 02236 / 707-403

Redaktion und Gestaltung:  
Michael Braun, Wolfgang-Michael Böttcher

Fotos: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Abbildung Titelseite:

Frank Schult: „Orte der Stille“ (Mischtechnik auf Papier, 1991) © Frank Schult

Copyright für das Kapitel „Martinstag“ (aus: Günter de Bruyn: *Vierzig Jahre*. Ein Lebensbericht. Frankfurt/M.: S. Fischer, 1996) beim S. Fischer Verlag. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages und des Autors.

Gesamtherstellung: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier

© 1996, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Wesseling b. Bonn

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, Vervielfältigung und Einspeisung in elektronische Medien, auch auszugsweise, nur mit Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Printed in Germany

ISBN 3-931575-15-2